

Caroline Pichler: Die Cholera in Wien

Aber als wäre es an all dem Unglück, welches diese unzeitige Schilderhebung der Polen veranlaßt hatte, noch nicht genug, wurde nun durch die Russen ein neues Übel in Europa eingeschleppt, von dessen Existenz in Asien man schon seit manchem Jahre Schreckliches gehört, das aber, eben der Entfernung wegen, keinen besondern Eindruck auf die Europäische Welt gemacht hatte, und das nun die Abendländer zu ihrem Entsetzen in der Nähe sollten kennen lernen. Es war das furchtbare Räthsel, wie es Göthe nannte, die Asiatische Cholera. Langsam wälzte sich das zerstörende Ungethüm immer näher; die Märsche, die Gefechte machten die Mittheilung unvermeidlich, so stieg es endlich über die Karpathen herab und drang in Ungarn ein.

Ihm weit voran gingen gräßliche Kunden, und noch gräßlichere Thorheiten von Aberglauben, blinder Nachahmung ungeprüfter Heilmittel, albernem Nachbetheil unverständener Maßregeln und rücksichtslosem Egoismus, der nur bedacht, das liebe Selbst vor jeder möglichen Gefahr zu schützen, zu den widersprechendsten, ja oft zu den gefährlichsten Mitteln griff, nicht weil man sie erprobt gefunden, sondern weil man gehört haben wollte, daß der oder Jener, den man oft nicht kannte, sie gebraucht habe. Welche verkehrten Maßregeln wurden nicht ergriffen, welche Summen ohne genaue Prüfung der jedesmaligen Individualität, ja oft ohne den Rath eines Arztes, für Wißmuth, Kamillengeist, präservative Pflaster und Räucherungen verschwendet! Zweierlei Ansichten erhoben sich unter den Ärzten und im Publikum, die von der Contagiosität und Nichtcontagiosität des Übels. Viele und berühmte Ärzte standen auf jeder Seite, die Erste behielt die Oberhand – der kaiserliche Hof zog nach Schönbrunn, das ganz abgesperrt und von aller Berührung mit dem Publikum so viel wie möglich frei bleiben sollte. Gegen Ungarn wurde ein Kordon gezogen, Rastele, Quarantaine-Anstalten mit unsäglichen Kosten aufgerichtet – während Viele und eben auch nicht Beschränkte das Alles für ganz nutzlos, ja für schädlich erklärten. Diese behaupteten, durch viele Erfahrungen belehrt, daß die Krankheit nicht nothwendig durch Berührung wie die Pest sich mittheile, daß, wenn dies auch hier und dort so geschehen habe, weil in Einem Hause oder Einer Gegend mehrere Personen erkrankten, Einbildungskraft, Atmosphäre und andere noch unerforschte Einwirkungen thätig gewesen waren. Sicher war es, daß in der Atmosphäre Veränderungen vorgegangen waren, die bei auch nur oberflächlicher Beobachtung auffallen mußten. Diese glanzlosen Sonnenuntergänge, wo das Gestirn des Tages sich gleich dem Vollmond zeigte

und betrachten ließ; diese feuerrothen, lange dauernden und oft den ganzen Horizont bedeckenden Abendröthen, diese wunderbaren Nebel! – Hierauf wurde denn auch in Schriften und Gesprächen hingewiesen, und die allerseltsamsten Hypothesen nicht bloß aufgestellt, sondern mit den sinnreichsten Gründen zu unterstützen versucht. Die Meteorologie wurde zu Hülfe gerufen, die Geschichte, Geographie, frühere dagewesene Seuchen, besonders der sogenannte schwarze Tod v. J. 1349, der ebenfalls aus Asien nach Europa herübergekommen, citirt, und endlich sogar Insekten Schwärme, die sich in der Luft befinden sollten, als möglicher Ursprung der Seuche angegeben. Kurz, man erschöpfte sich in Muthmaßungen, in Hypothesen, in Überlegungen, wie die Krankheit, wenn sie Wien erreichte, am zweckmäßigsten zu behandeln seyn werde. Jede Haushaltung versah sich nach den verschiedenen Ansichten der Ärzte mit Essig, Wachholderbeeren, großen Töpfen voll Asche, die im Nothfall gehitzt werden sollten und mit allerlei Arzneien, wie sie Dieser oder Jener nach eigenen oder fremden Erfahrungen probat gefunden hatte. Aber so wie in dem Fall der beiden feindlichen Invasionen sah man auch diesmal Viele gerade die verkehrtesten Maßregeln ergreifen. – Eine bekannte Frau nahm Wismuth als Präservativ, weil sie irgendwo dies Mittel anrathen gehört oder davon gelesen hatte, und starb daran. – Andere gebrauchten im Voraus allerlei Kuren; wieder andere verließen Wien, ja Österreich, und suchten Schutz in fernen Gegenden, besonders in Gebirgländern, wo sie sich von der reinen Luft viel versprachen. Hier muß ich eines freundschaftlichen Anerbietens erwähnen, welches mir von einem alten Bekannten in der Schweiz, den ich vor vielen Jahren durch unsern Freund Hofrat Büel aus Zürich als ganz jungen Mann hatte kennen lernen, von Herrn Peter, Kaufmann in Winterthur, gemacht worden war. Büel lebte damals nicht mehr, wiederholte Schlagflüsse hatten in den letzten Jahren seine körperliche und Geisteskraft geschwächt – seine Briefe waren selten – unbefriedigend geworden. Eben durch diesen Herrn Peter erfuhr ich nach einiger Zeit den Tod dieses gemeinschaftlichen treuen, verehrten Freundes; und eben von Herrn Peter, der fast jedes andere Jahr nach Wien kam und uns freundlich besuchte, erhielt ich nun in der verhängnißvollen Cholerazeit einen recht herzlichen Brief, in welchem er uns eine Zuflucht bei sich in Winterthur anbot, wenn wir der Seuche – wie so Viele andere – zu entfliehen und uns in der reinen Gebirgsluft zu bergen gedächten. Ich kann sagen, daß mich dieser Antrag ungemein erfreute, und obwohl Pichler's Dienstver-

hältnisse uns nicht erlaubten, ihn anzunehmen, fühlten wir uns doch dem wohlwollenden Freund zu eben dem Dank verpflichtet, als wenn wir Gebrauch von seinem Anerbieten hätten machen können. Es ist gar ein erhebendes und beglückendes Gefühl, auf einen Freund in der Noth zählen zu können.

Die Gefahr der Seuche kam immer näher. Bereits hatte sie in den benachbarten Komitaten von Ungarn viele Verheerungen angerichtet. Man erzählte sich von 27,000 Opfern, die sie nur allein im Neutraer Komitat geholt – und auch die mir bekannten und befreundeten Familien blieben nicht verschont. Der Gemahl meiner Freundin Zay, ein vorzüglich edler und gebildeter Mann, starb daran, und ihm folgte bald darauf eine ebenso schätzbare Freundin seines Hauses, die Gemahlin des Vicepräsidenten Baron Maloniay. [...]

So war der Sommer zur Hälfte verflossen, die Seuche näherte sich Österreich von Osten her immer mehr und mehr – und je nachdem eine Person oder eine Familie dem System der Contagiosität oder dem der Nichtcontagiosität anhing, sperrten sich Jene ab, ließen alle Wäsche zu Hause waschen, weil sie bei gemeinsam gewaschener Wäsche Mittheilung der Krankheit besorgten, räuchernten mit Chlor und andern Substanzen; desinficirten sich und ihre Hausgenossen nach jedem nothwendigen Ausgange, kurz, suchten ihr Heil in Isolierung – und änderten ihre ganze Nahrungsweise, indem sie durchaus kein Obst, kaum einiges Gemüse u. s. w. genossen, dafür aber recht viel Fleisch, Wein u. s. w. Andere blieben, überzeugt, daß alle jene Verwahrungsmittel unnütz, ja vielfältig schädlich seien, bei ihrer gewohnten Kost und Lebensweise, besonders da viele Ärzte ein Beharren beim Gewohnten, mit Vermeidung des anerkannt Schädlichen, wie der Gurken, geräuchernten oder Schweinefleisches, empfahlen; auch ein ruhiges, furchtloses Gemüth als ein Hauptschuttmittel gegen eine Krankheit ansahen, bei der die Irritation des Nervensystems so wichtig und so gefährlich war. Aber es war für die meisten Menschen schwer, sich dieses ruhige Gemüth zu bewahren, da die Zeitungen so viele Nachrichten von der Cholera, von ihren Progressen, ihren Verheerungen und von Schutzmitteln dagegen enthielten, auch noch überdies zahllose kleinere oder größere Broschüren erschienen, in welchen Ärzte oder andere wissenschaftlich Gebildete dem Publikum ihre Ansichten mittheilten, so daß der Hauptgedanke der meisten Menschen in dieser verhängnißvollen Zeit, die Cholera, ihre Natur und Wirkung, und das Verhalten gegen sie war.

Der August war warm genug gewesen, auch die ersten Tage des Septembers blieben noch sehr angenehm. Wir bewohnten ein schon mehrmals von uns gemietetes Quartier in Guttenbrunn. Baden war ziemlich besetzt, weil unter den vielen, bei dem Anlaß der Cholera verbreiteten Meinungen sich auch diese fand, daß man in der Nähe dieser Heilquellen vor den Einflüssen der Seuche sicherer seyn könnte. Da fiel plötzlich, im Gefolge eines mehrtägigen Regens und Sturmes – wie es in der Nähe des Äquinoctiums oft geschieht – eine empfindliche Kälte ein, und nun war die Losung zu dem allgemeinen Unglück gegeben. In einer kalten Nacht ließ sich aus dem regnerischen Dunkel das Ungethüm auf die Stadt Wien, und zunächst auf das Schottenviertel herab. Eine große Anzahl von Menschen erkrankte plötzlich in dieser Gegend. Die Cholera war da! Ärzte und Priester, welche man berief, wußten nicht, zu wem sie am ersten eilen sollten. Die Wagen der Ersten, die Glöcklein der Letzten, welche die Sterbesakramente zu den Kranken trugen, die Leichenbesorger, welche nach den Sanitätsvorschriften nicht genug eilen konnten, die Todten fortzuschaffen, und aus Furcht vor Ansteckung vielleicht manchen kaum Erkalten aus den Armen der Seinigen rissen, kreuzten sich auf den Straßen. – Schrecken, Bestürzung, Jammer herrschten in der sonst so lebensfrohen Hauptstadt, und in diesem Schrecken und Schmerz vergrößerte die Phantasie die, an sich schon großen Übel noch um ein Beträchtliches. Jeden Abend wurden uns in Baden neue Todesfälle von bekannten oder ausgezeichneten Personen erzählt, von denen viele, ja oft die meisten nicht wahr, und wovon die Nachricht nur durch Mißverständniß oder aus bösem Willen verbreitet worden war. Jeden Tag sollten sich neue schreckliche Erscheinungen gezeigt haben – so z. B. alle Vögel die innere Stadt verlassen und sich aufs Glacis geflüchtet haben u. s. w. Das Auffallendste für mich, was mir oft Stoff zu psychologischen Bemerkungen gab, war dies: daß gerade die lebenslustigsten, leichtsinnigsten Personen, die elegantesten und durch Erziehung und Bildung sonst von jedem Aberglauben, oft auch vom echten religiösen Glauben Entferntesten, solche Ammengeschichten, die schon den Stempel der Unglaublichkeit an der Stirn trugen, am ersten auffaßten und am gläubigsten nacherzählten.

Zunächst nach diesen folgten an Todesfurcht und Zagen die Reichen, die Lebemänner, diejenigen, die bloß genießend, selten nützend, allein für sich standen, und wohl füglich sagen konnten: *morto me, morto tutto il mondo*. Ein solcher war ein Handelsmann in Wien, der sich beim Ausbruch der Seuche ganz abspernte, mit der größten Vorsicht jede Berührung mit der Außenwelt vermied, seine Kost ganz nach den Vorschriften, welche damals häufig von Ärzten publicirt wurden, einrichtete, und eines der ersten Opfer der Cholera ward. Andere zogen sich durch Vermeidung aller vegetabilischen Nahrung und durch zu vielen Genuß von Fleisch und Wein Schlagflüsse zu. So starben Viele, welche,

wenn sie nicht eine so thörichte Liebe zum Leben getrieben hätte, das Albernerste zu versuchen, das Gefährlichste zu unternehmen, nur um den Atem eines vielleicht mühseligen Lebens innerhalb seiner Bande zu erhalten, noch lange auf Erden hätten wallen können. Wohl konnte auf sie angewendet werden, was Schlegel in einem seiner Trauerspiele von einem Könige sagt: »Aus Furcht zu sterben ist er gar gestorben!«

Man konnte mit ziemlicher Sicherheit berechnen, daß, je ruhiger und furchtloser Jemand die Sache betrachtete, je weniger (wie es auch vernünftige Ärzte riethen) er sich von seiner gewohnten Lebensweise und Kost entfernte, und, wie schon oben gesagt worden, nur die längst als ungesund bekannten Speisen vermied, je weniger dem Übel Macht über diesen Menschen gegeben wurde. Dies hatte ich dreimal, denn so oft grassirte die Seuche in Wien und Österreich, Gelegenheit zu beobachten, und indem ich mich nebst meinen nächsten Liebsten nach diesen Ansichten verhielt, blieben wir auch mit Gottes Beistand verschont von diesem Übel. Aber ich sah und erfuhr auch aus öffentlichen Blättern, wo die Zahl der von der Seuche Ergriffenen sowie der daran Verstorbenen angegeben, und das Verhältniß dieser Personen zu der ganzen Bevölkerung berechnet war, daß doch kaum der hundert- oder hundert und fünfzigste Mensch erkrankte, von diesen wieder Viele genesen, und überhaupt die Masse der Hingerafften nicht so groß gewesen war. So dachte ich, daß ich ja nicht gerade dieser Hundert oder Hundert und fünfzigste seyn müßte; ferner, daß nicht durchaus alle Erkrankten sterben müßten; endlich, daß man bei einem Alter von sechzig Jahren sich jeden Falls den Tod gegenwärtig halten müsse, daß dieser, wenn er durch die Seuche beschleunigt würde, »für's künftige Sterben abgerechnet werde,« endlich, daß, wie schmerzhaft auch die Choleraleiden seyn mochten, nachdem, was man davon erzählte, sie doch im Vergleich mit andern langwierigen Krankheitszuständen nur kurz währten, und so fand ich denn keine Ursache, mich so sehr davor zu fürchten. Vielmehr blieben wir, Pichler und ich, ganz ruhig und befanden uns ziemlich wohl dabei, während so manches uns befreundete Haus hart mitgenommen wurde und nicht selten mehrere Personen in einer Familie der Seuche unterlagen.

Viel mochten die, damals noch ganz unklaren und darum oft verkehrten Ansichten von der wahren, noch bis jetzt nicht ganz ermittelten Natur dieser Seuche zu den vielen Sterbefällen beitragen. Niemand kannte das Übel aus frühern Erfahrungen. Kein Arzt hatte es bis jetzt in Deutschland behandelt. Hypothesen und luftige Systeme wurden in Unzahl erbaut, das Verfahren danach eingerichtet, und Viele starben wegen dieser Unkenntniß an verkehrter Behandlung. Einer unserer ausgezeichneten Ärzte sagte mir im folgenden Jahre, als die Cholera wieder erschien: »Hätte ich voriges Jahr gewußt, was ich jetzt weiß, so wäre mir mancher Kranke nicht gestorben.« So wurde denn im zweiten Jahre Vieles als schädlich erkannt, was früher

vorgeschrieben und allgemein angenommen worden war. Was mußten die ängstlichen Charaktere nicht durch das Absperrungssystem leiden, wie schrecklich marterte man die Kranken mit Bürsten und Frottiren, verschärfte dadurch ganz umsonst die ohnehin schweren Leiden derselben, und erhöhte durch solche grauenhafte Apparate und Methoden die Angst der noch nicht Angesteckten um ein Großes! [...]

Gegen den Herbst dieses Jahres zeigten sich abermals die Vorboten der furchtbaren Seuche, aber man rüstete sich, von den früheren Erfahrungen belehrt und gewitzigt, nicht mehr mit so großer Angst und mit so mannigfachen und unpassenden Waffen und Schutzmitteln dagegen als voriges Jahr. Die Absperrungs- und Desinfektionsmaßregeln der Furchtsamen unterblieben, man sah die Seuche als das, was sie war, als eine bittere Schickung, vielleicht eine Züchtigung, die Gott über die Menschheit gesandt, an; man ergab sich darein, man litt wohl, aber man litt mit mehr Ruhe, und, weil die Übertreibungen der Furcht und Selbsthilfe aufhörten, weit weniger als im vorigen Jahr. Als ein Beweis dieser größern Ruhe war es wohl anzusehen, daß die Versammlung der Naturforscher, welche im vergangenen Jahr wegen der Annäherung der Seuche in Wien, wie es früher bestimmt gewesen war, nicht abgehalten wurde, nun ohne Anstand stattfand und zahlreich besucht wurde. [...]

Damals erkrankten und starben viele Menschen in Baden an dieser Seuche, und auch hier machte sich die Bemerkung ihrer räthselhaften Natur geltend; indem einerseits die in manchen Häusern oder Häuserbezirken überaus häufig vorkommenden Sterbefälle auf Contagion schließen machten, und andererseits Beispiele genug vorlagen, wo die treueste Pflege, die stäte und unbeschränkte Berührung der Kranken, ihren Umgebungen nicht den mindesten Krankheitsstoff mittheilte. Auch in diesem Jahre, obwohl jene übermäßigen Ängstlichkeiten und unüberdachten, ich möchte sagen knechtischen Nachahmungen von anderer Leute Verfahren nicht mehr so häufig und so heftig auftraten, gab es doch gewisse Mittel und Mittelchen, die Eins dem Andern anrieth, und auch hier und da ein Beispiel für deren Nützlichkeit anführen konnte, und die dann eifrig nachgebraucht wurden. Ich muß gestehen, daß während dieser zwei Jahre sich mir die Vorstellung sehr bestimmt aufdrängte, daß der Mensch nicht bloß ein geselliges, sondern auch ein instinktmäßig nachahmendes Geschöpf ist, und daß dieser Nachahmungstrieb so wie die geheimnißvollen und noch unenträthselten Triebe und Wirkungen der Sympathie aus weisen Absichten vom Schöpfer in die menschliche Brust gelegt worden sind, um an ihren feinen Fäden die Menschen auf die wenigst gewaltsamste und doch ausgiebigste Art zur Kultur, zu Kenntnissen und zur Sittigung zu führen. Seitdem habe ich noch viel über diese Erscheinungen des Nachahmungstriebes und die oft unwiderstehliche Kraft der Sympathie nachgedacht, und wenn es meine Zeit und



Eines der Choleraopfer in Wien 1831 war Joseph Kyselak, Accessist der k. k. allgem. Hofkammer. Signatur Kyselaks auf einer Felswand bei Rotenhof in der Wachau.

Stimmung erlauben, will ich diese Gedanken einst niederschreiben.

Damals herrschten besonders zwei Mittel, und wurden häufig empfohlen und gebraucht: ein gewisses Pflaster, von dem in den Apotheken trotz allen Fleißes nicht genug für den ungeheuern Bedarf verfertigt und gestrichen werden konnte, und dann ein Anhängsel, aus einem Kupfer- und einem Zinkblättchen zusammengelöthet, das man auf der bloßen Brust tragen sollte. Vor dem Pflaster, das auf den Magen gelegt wurde, fühlte ich einige Scheu, weil mir dessen Bestandtheile unbekannt waren, aber jene Blättchen, die mir galvanischer Art zu seyn schienen, verschaffte ich mir, und gab sie auch meinen Hausgenossen zu tragen, da sie mir ein sonst sehr geschickter Arzt gerathen hatte. Bei dem Pflaster rechtfertigte sich meine Furcht bald dadurch, daß mehrere Personen entzündliche Übel im Magen oder Unterleib bekamen, aber auch die Blättchen schaffte unser Freund und Arzt B. Türkheim sogleich ab, als ich sie ihm zeigte, indem er äußerte, daß die natürliche Feuchtigkeit der Ausdünstung bald das Kupfer angreifen und Grünspan entwickeln würde; die Blättchen wurden weggeworfen, und mit ihnen der letzte Rest der Verwahrungs- und Furchtsamkeitsmittel gegen die Cholera.

Während dies Ungetüm die Bevölkerung von Wien mit seiner Umgegend und Baden noch in seinen unsichtbaren Krallen hielt, zeigten sich eben wie im vergangenen Jahr, nur mit weniger Intensität, auffallende Erscheinungen am Himmel, vorzüglich abends. Weitverbreitete, flammend helle Röten, deren eine einst so spät nach Sonnenuntergang und so stark zu sehen war, daß einige sie für ein Nordlicht, andere für eine Feuersbrunst, für einen Waldbrand hielten, bis sich aus Himmelsgegend und spätern Nachrichten die Nichtigkeit dieser Vermuthungen nachwies. [...]

Denn das ist eine, sich jedem aufdringende Beobachtung, daß in den Epochen, wann diese Krankheit herrscht, in der Atmosphäre eine auffallende Veränderung vorgehen müsse, wovon schon die dichten, sonst in dieser Jahreszeit ungewöhnlichen Nebel, die bald ganz strahlenlosen und bald mit dem höchsten und dauerndsten, Krokusgelb gefärbten Sonnenuntergänge Zeugenschaft geben. Bald brach die Seuche mit Macht aus, und hatte wieder, wie schon die beiden ersten Male, gewisse Gegenden zu ihrem eigentlichen Herde ausersehen. Zu unserm Unglück war es dießmal die Alservorstadt, und in dieser eigentlich der Umkreis des Platzes und Brunnens, wodurch denn auch wir mit in den verhängnißvollen Kreis gezogen wurden. Wirklich erkrankte zuerst eine sehr würdige Familienmutter, welche zu gleicher Zeit Vorsterherin einer Mädchenschule in unserm Hause war. Ihr folgten in kurzen Zwischenräumen ihre drei erwachsenen Kinder; das kleine Kind einer andern Miethspartei, und endlich eine hochbejahrte Frau, die, eine langjährige Freundin meiner verstorbenen Mutter, seit 24 Jahren bei uns gewohnt hatte. Es war eine schauerhafte Zeit damals. Kaum verging eine halbe Stunde, daß man nicht die Glöckchen des Chorknaben klingeln hörte, der den Priester mit den Sterbesakramenten zu irgend einem Kranken begleitete, oder daß in den Nachmittagsstunden ein Leichenzug durch die Straßen ging. – Später wurden, um das Entsetzen der übrigen Bewohner nicht zu vermehren, das Läuten auf der Gasse eingestellt und die Todten ohne Begleitung fortgebracht. Kein Tag verging, wo man nicht von dem Todesfall eines Bekannten in der Nachbarschaft hörte, die der vielen Unbekannten gar nicht zu rechnen. Bei uns allein hatte die Seuche sechs Opfer in Einem Hause geholt. In einem andern gegenüber waren ihrer neun gestorben. Zwei sonderbare Bemerkungen hatte ich Gelegenheit zu machen,

und ich denke, es wird nicht ganz überflüssig seyn, wenn ich sie mittheile.

Alle sechs Personen, welche in kurzer Frist bei uns starben, wohnten auf Einem Flügel des Hauses, und bedienten sich – nach der Bauart unsers Hauses, desselben heimlichen Gemaches in den beiden Stockwerken. Wir selbst und die Bewohner des rechten Flügels hatten einen andern solchen Ort, und auf dieser Seite erkrankte Niemand. – Auch hatte ich gleich von Anfang, als mir dieser Umstand aufgefallen war, meinen Leuten eingeschärft, sich niemals jenes Bedürfnisses wegen auf den linken Flügel zu begeben, und wir blieben Alle gesund, obwohl sich hier und dort eine Neigung zur Diarrhöe gezeigt hatte.

Die zweite Bemerkung ist folgende: So lange die Cholera wüthete, war es warm und trocken gewesen. An jenem Sonntag Nachmittag, als unsere alte 90jährige Mitbewohnerin beerdigt werden sollte, brach um dieselbe Stunde ein heftiges Gewitter aus, mit Donner, Blitzen und Regen. Die Luft wurde merklich abgekühlt, und das zweite Kind jener Miethspartei, die schon eines an dieser Seuche verloren hatte und dessen Tod man stündlich erwartete, erholte sich gegen Mitternacht, bedurfte der Arznei, die man auf den äußersten Fall bereitet hatte, nicht mehr, besserte sich allmählig, genas endlich, und die Seuche ließ von diesem Tag an nach. Mich dünkt, diese beiden Bemerkungen zeigen wohl, wie oft durch Mangel an Beobachtung oder unvermeidliche Bedingungen die Seuche sich verbreiten kann und wie viel Einfluß die Luftbeschaffenheit darauf hat.

Allmählich reinigte sich die Luft, und gleichzeitig besserte sich die Gesundheit der Bewohner Wiens. Auf der Wieden war die Ansteckung ebenfalls sehr stark gewesen, und ich glaube, es wäre nicht unnützlich, einzelne Data über die Lokalitäten und deren Beschaffenheit, wo sich die Seuche am frühesten oder am stärksten gezeigt (wie z. B. im Jahre 1831 im Schottenviertel in der Stadt), über die Witterung, die Lufttemperatur u. s. w. zu sammeln, und hieraus wenigstens allgemeinere Beobachtungen und Ergebnisse zu notiren, die vielleicht doch einmal zu einigen Aufschlüssen über das furchtbare Räthsel führen könnten, an dessen tausend Schlössern die Natur- und Arzneikunde vergeblich seit beinahe dreißig Jahren in allen Welttheilen herum klimpert, ohne auch nur Eines öffnen zu können.

Aus: Caroline Pichler, *Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Vierter Band, 1823 bis 1843*, Wien 1844, IV. Band, 123–127, 130–135, 140–144, 180–183.